

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Agustín Martínez

Montepellido

Das Dorf der verschwundenen Mädchen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Der Hirsch

»Lass die Mädchen doch spielen«, sagte Raquel.

Ihre Tochter war eine Anhöhe hinaufgeklettert und vergrub die Hände im Schnee. Ihre Füße hatten kleine schwarze Löcher im makellosen Weiß hinterlassen. Oben angekommen, richtete sie sich auf und breitete unsicher die Arme aus. Es sah aus, als würde sie jeden Moment das Gleichgewicht verlieren und in den Schnee kullern. Sie lachte, als ob sie heftig gekitzelt würde.

Dann bückte sie sich, um einen Schneeball zu formen. Sie war aufgeregt wie am Weihnachtsmorgen, sie juchzte und quietschte vor Freude. Vor lauter Begeisterung glitt ihr der Schnee immer wieder durch die Finger. Ana war elf.

»Sie werden sich noch weh tun, du wirst sehen«, unkte Montserrat, während sie sich neben Raquel auf eine Bank setzte.

Montserrat's Tochter Lucía stand am Fuß der Anhöhe. Sie duckte sich, um dem Schneeball auszuweichen, den Ana gerade zu formen versuchte. Die beiden waren Nachbarmädchen. Sie waren gleichaltrig, und sie waren unzertrennlich.

»Sie tun sich nicht weh, wenn sie in den Schnee fallen«, widersprach Raquel. »Und außerdem machen sie sowieso, was sie wollen.«

Als Ana am Morgen gesehen hatte, dass es geschneit hatte, war sie in die Küche gestürmt, wo Raquel gerade den Frühstückstisch abräumte, und hatte ihre Mutter an-

gebettelt, mit ihr zum Spielen nach draußen zu gehen. Raquel versprach es ihr, obwohl sie lieber im warmen Haus geblieben wäre. Vor dem Mittagessen gingen sie nach nebenan zu Montserrat. Als die Tür geöffnet wurde, stürmte Ana sofort hinein. »Schneeballschlacht!«, rief sie.

Kurz darauf gingen Raquel und Montserrat mit ihren Töchtern spazieren. Ana und Lucía liefen ein paar Meter voraus, dick eingepackt in ihre Mützen, Handschuhe und Daunenjacken. Die von Ana war pink, die von Lucía dunkelblau. Zwei bunte, kreischende, hüpfende Kugeln, die kreuz und quer durch den Schnee rannten und erst stehen blieben, als sie den Park erreichten.

Die Anhöhe, die Ana hinaufgeklettert war, war eigentlich die Rutsche, die unter dem Schnee verschwunden war. Ana bewarf Lucía von oben mit Schneebällen und versuchte, so tief zu sprechen, wie sie nur konnte. Sie wollte ein Oger sein, ein böses Monster. Lucía ging hinter der Schaukel in Deckung, die sich in einen weiß überzuckerten Schutzwall verwandelt hatte.

Es war ein wolkenloser Tag, die Sonne brachte den Schnee zum Glitzern und schien warm auf Raquels Haut. Sie schloss die Augen und atmete tief die Luft aus den Bergen ein, klar und kalt wie ein Gebirgsbach. Neben ihr vergrub sich Montserrat in ihrem Mantel.

Der Wind rauschte leise in den Bäumen. Das Rauschen war wie ein weiches Bett, über dem die Schreie und das Lachen der Mädchen tanzten. Raquel saß still da und erinnerte sich an die Wärme und den Geruch ihres Mannes, der sie beim Aufwachen unter der Bettdecke umarmt hatte.

Der Fluss floss lautlos dahin, unter einer dünnen Eisschicht verborgen.

Das Dorf lag ruhig und reglos unterm Schnee.

Ein Hirsch trat aus dem Wäldchen, das den Park um-

gab. Als hätte sie seine Gegenwart gespürt, öffnete Raquel die Augen. Auf seinem Geweih und auf seinem Rücken lag Schnee. Er kam genau auf sie zu, ohne Angst und ohne auf die Kinder zu achten.

»Das gibt's doch nicht«, murmelte Montserrat.

Raquel bedeutete ihr, still zu sein und nicht nach den Mädchen zu rufen. Der Hirsch kam ganz nah an die Bank heran, auf der sie saßen. Seine Hufe versanken im Schnee. Die Sonne verlieh seinem Fell einen rötlichen Schimmer. Er erschien Raquel größer als jeder andere Hirsch, den sie je gesehen hatte. Als er nur noch ein paar Schritte entfernt war, schloss Raquel erneut die Augen. Sie stellte sich vor, wie er ganz nahe kam und kurz innehielt, um sie anzusehen und an ihr zu schnuppern. Sie konnte seinen Atem spüren. Als wäre es der Atem dieses Dorfes, dieser Berge.

Als sie die Augen wieder öffnete, war der Hirsch verschwunden.

Die Mädchen bewarfen sich lachend mit Schneebällen.

Raquel wusste, dass sich dieses Bild in ihr Gedächtnis einbrennen würde. Dass sie es irgendwann wieder hervorholen würde, wie jemand, der Schutz an einem vertrauten Ort sucht.

Monteperrido erschüttert über das Verschwinden zweier elfjähriger Mädchen

Ana M. M. und Lucía C. G. (beide 11), verließen am vergangenen Donnerstag gegen 17 Uhr die Schule Colegio Valle de Esera und machten sich wie jeden Tag auf den Heimweg nach Los Corzos, einer Siedlung etwas außerhalb von Monteperrido, Provinz Huesca. Doch dort kamen sie nie an.

»Uns ist bewusst, dass die ersten Stunden entscheidend sind. Wir haben nicht so viel erreicht, wie wir erhofft hatten, aber wir werden nicht aufgeben, bis Ana und Lucia wieder zu Hause sind«, sagte ein Polizeisprecher. Er verneinte außerdem, dass es an der Stelle, wo sich die Spur der Mädchen verliert, Anzeichen von Gewalt gegeben habe, die auf einen dramatischen Ausgang schließen ließen.

Die Eltern der Mädchen wollten keine öffentliche Stellungnahme abgeben, ließen jedoch durch einen Sprecher der Familien mitteilen, dass sie zutiefst erschüttert und fassungslos seien. Ihren Töchtern sei der Nachhauseweg bestens vertraut, so dass auszuschließen sei, dass sie sich verlaufen haben könnten. Sie fragten sich, wer die beiden entführt haben könnte, und hofften darauf, dass die Mädchen diese Frage schon bald selbst beantworten würden.

Ein Dorf im Schock

Monteperrido, in einer spektakulären Gebirgskulisse inmitten zweier Nationalparks in den Hochpyrenäen gelegen, ist ein beliebter Urlaubsort. Ana und Lucía waren im Dorf bekannt und beliebt. Sie waren gute Schülerinnen und, da sie Tür an Tür wohnten, unzertrennlich.

Die Einwohner beteiligen sich mit großem Einsatz an der Suche, doch angesichts des ausbleibenden Erfolgs macht sich allmählich Besorgnis im Ort breit. Niemand hat etwas gesehen oder gehört; es ist, als hätten sich die Mädchen in Luft aufgelöst. Die Polizei hat eine Sonderkommission gebildet.

»Wir wissen, dass es schwierig ist, aber wir bitten um Geduld und darum, die Privatsphäre der Familien zu achten«, so ein mit dem Fall betrauter Ermittler. »Die Situation ist traumatisch, aber wir hoffen, den Fall so schnell wie möglich lösen zu können. Dafür brauchen wir jede Unterstützung, sowohl der Nachbarn als auch der Medien.«

»Wir wollen einfach glauben, dass es den Mädchen gutgeht. An diese Hoffnung klammern wir uns«, sagte ein enger Angehöriger der Mädchen. Ein Hoffnung, die ganz Monteperrido eint.

Monteperdido

Fünf Jahre später

1 / **Tauwetter**

Mit Beginn des Sommers schmolz der Gletscher. Die Eisplatten zersprangen mit einem leisen Krachen, und ein dünnes Wasserrinnsal floss die Hänge des Berges hinab, der dem Dorf gegenüberlag und ihm seinen Namen gab: Monteperdido, der verlorene Berg.

Wenige Kilometer talabwärts lag ein Auto auf dem Grund einer Schlucht. In eine Wolke aus Staub und Rauch gehüllt, lag es mit zersplitterter Windschutzscheibe auf dem Dach, die Vorderräder drehten sich in der Luft. Hundert Meter darüber führte der Schotterweg den Berg entlang, von dem aus es in die Tiefe gestürzt war. Bei seinem Sturz hatte es eine Schneise aus zerfetzten Bäumen und aufgewühlter Erde hinterlassen.

Der Wind wehte den Rauch davon und gab die Sicht ins Innere des Wagens frei. Ein dünnes Rinnsal quoll unter der Tür hervor und bildete eine immer größer werdende Blutlache. Das Blut kam von der Stirn des Fahrers, der kopfüber im Sicherheitsgurt hing. Der Aufprall hatte ihm den Schädel gespalten.

Nur der Wind war zu hören, dann ein leises Stöhnen. Ein Mädchen kroch durch die geborstene Rückscheibe aus dem Auto, Glassplitter gruben sich tief in ihre Oberschenkel. Ihre Arme waren von feinen Schnitten übersät, die Kleidung war zerfetzt, die Haare hingen ihr wirr ins Gesicht. Sie war nicht älter als sechzehn. Sie biss die Zähne zusammen und gelangte mit letzter Kraft ins Freie. Dann ließ sie sich erschöpft fallen. Ihr Atem ging stoß-

weise, und bei jedem Atemzug durchlief ein Zittern ihren Körper.

Der Abgrund, in dem das Auto zerschellt war, war praktisch unzugänglich. Eine tiefe Schlucht, umgeben von Bergen, auf deren Gipfeln noch Schnee lag.

An der Schlucht entlang schlängelte sich die Straße durchs Tal. Ein Geländewagen hatte am Straßenrand angehalten. Daneben stand ein etwa dreißigjähriger Mann und blickte in die Tiefe. Er nahm die Sonnenbrille ab, um sich zu vergewissern, dass er richtig sah. Dann nahm er sein Handy aus dem Handschuhfach und wählte eine Nummer.

Auf dem Platz vor der Kirche Santa María de Laude in Monteperdido fanden seit fast fünf Jahren Mahnwachen für die verschwundenen Mädchen statt. Vom ersten Tag an hatten sich hier die Familien und Dorfbewohner versammelt, aber auch Fremde und Journalisten. Vor dem Kirchenportal standen Gedenktafeln mit Blumen und Spielzeug, kleinen Botschaften ... Alle wollten ihren Schmerz und ihre Wut zum Ausdruck bringen.

Victor Gamero, der Leiter der örtlichen Polizeiwache, erinnerte sich, dass als Erstes die Journalisten weggeblieben waren. Davor hatte er, damals noch als einfacher Streifenpolizist, gegen die Belagerung der Familie vorgehen müssen, gegen die Menschenmassen, die aus anderen Dörfern herbeiströmten, um sich an der Suche zu beteiligen.

Joaquín Castán, Lucías Vater, würde enttäuscht sein. Mittlerweile kamen nur noch Einheimische zu den Mahnwachen, und auch längst nicht mehr alle. Es war zu viel Zeit vergangen, und das Dorf konnte nicht jedes Mal stillstehen, wenn Joaquín beschloss, eine Mahnwache zu organisieren, um an den Fall zu erinnern.

Auf beiden Seiten des Tisches, an dem die Eltern saßen,

lächelten Lucía und Ana von großen Fotos in die Kamera. Lucía mit zusammengekniffenen Augen und einem schelmischen Lächeln, als hätte man sie beim Spielen überrascht. Anas leichtgeöffneter Mund ließ einige Zahnlücken erkennen. Ihre Haut war von der Sommersonne gebräunt, und ihr blondes Haar kontrastierte mit ihren großen dunklen Augen. Die Mädchen waren glücklich gewesen, als diese Aufnahmen gemacht wurden, und doch wirkten die Fotografien traurig an diesem Tag, an dem sich Lucías Vater darüber beschwerte, dass die Polizei so wenig in die Suche investierte.

Victor Gamero spürte, wie sein Handy vibrierte, und ging ein wenig beiseite, um den Anruf entgegenzunehmen. Es war einer seiner Beamten, Burgos, der nur zögerlich berichtete, was geschehen war. Er wusste, dass die Sache seinem Vorgesetzten ganz und gar nicht gefallen würde.

»Warum hat mir keiner Bescheid gesagt? Wer hat das angeordnet?«, schimpfte Gamero.

Man hätte ihn informieren müssen. Er war der Leiter der örtlichen Polizeiwache, und man hatte die einzige Zufahrtsstraße zum Dorf ohne seine Erlaubnis gesperrt.

Kriminalkommissarin Sara Campos erklärte dem Streifenpolizisten, was er zu tun hatte. Er sollte sämtliche Autos anhalten, die nach Monteperdido wollten oder von dort kamen, und die Kofferräume und die Ladeflächen der Lkws kontrollieren. Niemand dürfe passieren, auch keine Bekannten. Burgos regte sich auf, dass die Ermittlerin diese Möglichkeit überhaupt in Betracht zog: »Wenn ich in Uniform bin, mache ich nicht mal für meine Mutter eine Ausnahme«, sagte er.

»Haben Sie Ihren Vorgesetzten schon informiert?«, fragte Sara Campos, ohne weiter auf die angeknackste Ehre des Polizisten einzugehen.

»Gerade eben. Er wartet an der Tankstelle am Ortseingang auf Sie«, antwortete Burgos, immer noch mit verärgertem Gesicht.

Sara kehrte Burgos den Rücken und ging zum Wagen, wo Santiago Baín auf sie wartete. Der Wind aus den Bergen war kalt. Sie zog den Reißverschluss ihres schwarzen Sweaters hoch und vergrub die Hände in den Taschen. Ihr braunes Haar wehte im Wind. Als ihr Vorgesetzter sie aus dem Auto heraus fragend ansah, rollte Sara genervt die Augen.

Inspektor Santiago Baín wartete mit laufendem Motor darauf, dass die örtliche Polizei die Absperrungen auf der Straße beiseiteräumte, damit sie nach Monteperdido weiterfahren konnten. Er hätte auch einfach anrufen oder die Familie ins Krankenhaus in Barbastro bestellen können, aber er wollte ihre Reaktion vor Ort sehen. Sie in ihrer vertrauten Umgebung beobachten. Er wusste, dass das, was er ihnen mitzuteilen hatte, nicht das Ende war, sondern erst der Anfang einer Geschichte, die noch längst nicht aufgeklärt war.

Sara räumte Papiere und Aktenmappen vom Beifahrersitz aufs Armaturenbrett und stieg ein.

»Mal sehen, ob er sich dran hält und die Autos kontrolliert«, sagte sie ohne große Hoffnung. »Ich denke mal, es passt ihm nicht besonders, seinen Nachbarn hinterherzuschnüffeln.«

Burgos öffnete die Absperrung und ließ den Wagen passieren. Inspektor Baín steuerte über die schmale Straße, die talaufwärts nach Monteperdido führte. Obwohl es noch nicht spät war, ging die Sonne bereits unter. Die Straße, die dem Flusslauf des Esera folgte, lag zwischen zwei gewaltigen Gebirgsmassiven. Zu beiden Seiten erhoben sich die Zentralpyrenäen und tauchten das Tal in Schatten. Die Straße schraubte sich in Serpentina die Berge hinauf und

wurde an einigen Stellen sehr steil und schmal, aber die Gipfel, die ringsum in den Himmel ragten, waren immer noch weit entfernt. Hin und wieder drangen die Strahlen der untergehenden Sonne durch den Wald und tauchten das dunkelgrüne Blattwerk in rötliches Licht. Sara Campos ließ ihren Blick über die Landschaft schweifen, die sich an diesem 12. Juli in ihrer ganzen Fülle präsentierte. Auf einem Felsvorsprung stand ein Hirsch und schien das vorüberfahrende Auto zu beobachten, um dann in einer raschen Bewegung den Kopf abzuwenden und mit einem Sprung zwischen den Bäumen zu verschwinden.

Sara lächelte und nahm die Akten zur Hand.

»Die Eltern von Lucía heißen Joaquín Castán und Montserrat Grau. Siebenundvierzig und dreiundvierzig Jahre alt. Außer Lucía haben sie noch einen Sohn, Quim. Er müsste jetzt neunzehn sein. Joaquín Castán hat damals die Stiftung ins Leben gerufen ...«

»Ich hab ihn mal im Fernsehen gesehen«, sagte Santiago, ohne den Blick von der Straße zu wenden.

»Die Mutter von Ana heißt Raquel Mur. Sie ist gerade vierzig geworden.«

»Und der Vater?«

»In den Akten steht nichts über seinen derzeitigen Aufenthaltsort.« Sara suchte angestrengt nach entsprechenden Informationen. »Das hier ist eine einzige Katastrophe. Kein Wunder, dass sie die Mädchen nie gefunden haben. Erst nach zweiundsiebzig Stunden wurden Straßenkontrollen errichtet. Die Stelle, an der die Entführung stattfand, wurde viel zu spät untersucht; als die Kriminaltechnik eintraf, hatte der Regen schon alle Spuren vernichtet ...«

»Sind Anas Eltern getrennt?«

»Offiziell nicht. Aber de facto schon. Der Vater, Álvaro Montrell, war der Einzige, der damals im Lauf der Ermittlungen festgenommen wurde. Aber nach ein paar Tagen

haben sie ihn wieder freigelassen. Im Grunde hatten sie nichts gegen ihn in der Hand. Vermutlich ist die Ehe damals den Bach runtergegangen.«

Sara blickte auf und stellte fest, dass Santiago zum Autofahren die Brille aufgesetzt hatte.

»Die Brille steht dir richtig gut«, scherzte sie.

»Im Dunkeln sehe ich nicht mehr gut ... Was soll man machen. Macht sie mich sehr alt?«

»Nicht älter, als du bist.«

»Pass auf, irgendwann wirst du auch mal alt, und dann wirst du dich nicht freuen, wenn sich so ein junges Ding über deine Weitsichtigkeit lustig macht«, entgegnete Santiago Baín lächelnd.

Sara betrachtete ihren Chef. Sein Gesicht war von Falten zerfurcht, aber das lag nicht am Alter. Oder zumindest nicht nur. Die Falten waren schon da gewesen, als Sara ihn kennengelernt hatte.

Die Straße verschwand förmlich zwischen zwei riesigen Bergmassiven. In dieser Region der Pyrenäen gab es die meisten Dreitausender, ein Umstand, der die Ermittlungen damals sehr erschwert hatte. Als Sara von den Akten aufblickte, kam es ihr vor, als würde die asphaltierte Straße am Fuß der Berge einfach aufhören und sie das Dorf, das sich auf der anderen Seite verbarg, niemals erreichen. Der Monte Albádes und der Collado Paderna ragten wie stumme Riesen in den Himmel, die darüber wachten, wer passieren durfte und wer nicht. Hinter einer letzten Kurve verschwand die Straße in einem schmalen Tunnel durch den Monte Albádes, und dann öffnete sich vor ihnen *das verborgene Tal*, wie es in den Reiseführern hieß.

Am Horizont war der Ortskern von Monteperdido zu erkennen. Schwarze, stumme Häuser, in denen nun, da die Sonne untergegangen war, gelbe Lichter aufleuch-

teten. Auf Sara wirkten sie nicht wie von Menschenhand erbaut, sondern als seien sie Teil der Natur, wie die Berge, die sie umgaben.

Auf einem Schild am Straßenrand stand der Name der Schlucht, die sie soeben durchquert hatten: Congosto de Fall.

Während der Fahrt war Sara auf zahlreiche Ermittlungsfehler gestoßen: unvollständige Zeugenaussagen, träge arbeitende Behörden, dilettantische Verhöre ... Santiago Baín war nicht überrascht; er wusste schon von früheren Fällen, wie die Polizei in solchen Dörfern arbeitete. Baín war schon lange bei der Kriminalpolizei, seit fast fünfunddreißig Jahren in dieser Abteilung.

Jetzt aber betrachteten sie überwältigt die Landschaft.

»Ich weiß nicht, was ich immer falsch mache«, beschwerte sich Santiago im Scherz. »Normalerweise muss der Jüngere fahren.«

»Tja, da hast du dir die falsche Partnerin ausgesucht. An dem Tag, als ich den Führerschein in der Tasche hatte, hab ich mir geschworen, nie mehr Auto zu fahren.«

»Und was machst du, wenn ich nicht mehr da bin?«

»Zu Fuß gehen.«

Rechts der Straße kam die Tankstelle in Sicht. In Wirklichkeit handelte es sich um eine einzige Zapfsäule. Dort parkte mit eingeschalteten Scheinwerfern ein Jeep der Regionalpolizei. Davor stand eine Gestalt. Mittlerweile war es stockdunkel. Sara wollte aus dem Wagen steigen, aber Santiago hielt sie zurück.

»Die Befragungen überlässt du diesmal mir.« Es sollte beiläufig klingen, aber in Wirklichkeit hatte er lange auf den richtigen Moment gewartet, um ihr das mitzuteilen.

»Warum?«, fragte sie. »Hab ich was falsch gemacht?«

»Deine Aufgabe ist es, denen hier klarzumachen, wer die Ermittlungen ab jetzt leitet.«

»Sonst übernimmst du das doch immer«, protestierte sie.

»Ich bin nicht mehr lange dabei. Lass sie doch einmal glauben, dass ich ein netter älterer Herr bin«, versuchte Santiago zu scherzen.

Als Santiago ausstieg, wartete Sara einen Moment, bevor sie ihm folgte. Sie sah ihn auf das Scheinwerferlicht zugehen. Normalerweise machte er ihr keine Vorschriften. Santiago interessierte es auch nicht, ob ihn jemand sympathisch fand oder nicht. Sie war der Grund. Er wollte nicht, dass der Fall ihr zu naheging.

»Mann«, murmelte Sara, bevor sie aus dem Wagen stieg.

Víctor Gamero sah die beiden Ermittler vom Landeskriminalamt aus dem Wagen steigen. Vor fünf Jahren hatte die örtliche Polizei die Ermittlungen geleitet. Er verstand nicht, was diese Ermittler aus Madrid hier wollten und warum sie die Straße gesperrt hatten. Zuerst kam ein älterer Mann im Anzug auf ihn zu. Er steckte seine Brille in die Innentasche seines Jacketts und reichte ihm mit einem liebenswürdigen Lächeln die Hand.

»Inspektor Santiago Baín von der Kriminalpolizei.«

»Víctor Gamero, Leiter der Polizeidienststelle Montepellido. Was soll das Ganze? Sie hätten mich informieren müssen, bevor Sie die Straße sperren.«

»Wir haben sie nicht gesperrt. Nur eine Kontrollstelle eingerichtet.«

»Wozu?«

Santiago antwortete nicht, sondern sah sich nach seiner Kollegin um. Die kam mit entschlossenen Schritten auf sie zu, während sie die Haare zu einem Pferdeschwanz band. Sie war nicht besonders groß und hatte weiche Gesichtszüge. Sie trug Jeans und einen schwarzen Sweater, unter dem sich die Pistole abzeichnete, die sie am Gürtel trug.

»Das ist meine Kollegin Sara Campos«, erklärte er dem Polizisten.

Victor reichte ihr die Hand. Sara zögerte einen Moment zu lange, bevor sie sie ergriff.

»Wir möchten mit den Familien der Mädchen sprechen«, sagte sie knapp.

»Ist was passiert?«

»Wenn wir hier sind, dann weil was passiert ist, oder was glauben Sie?«, antwortete sie barsch und sagte, ohne ihm Zeit zum Antworten zu lassen: »Wir fahren Ihnen hinterher.« Sara drehte sich um und ging zum Auto zurück.

Victor musste sich beherrschen, als er sah, wie Inspektor Baín vor sich hin grinste. Die Arroganz seiner Kollegin schien ihn zu amüsieren.

In Wirklichkeit grinste Santiago Baín, weil er Sara in eine Rolle gedrängt hatte, die sie überhaupt nicht mochte.

Victor Gamero fuhr durch Monteperdido. Im Rückspiegel konnte er sehen, wie ihm der Wagen der Kriminalermittler folgte. An der Kreuzung, wo es weiter bergauf zum Hotel La Guardia ging, bog er in die Siedlung Los Corzos ein und passierte die neue Brücke über den Esera. Er hatte vorhin bei Joaquín Castán, Lucías Vater, angerufen. Die Mahnwache war zu Ende, sie waren zu Hause. Danach hatte er Kontakt zur Leitstelle in Barbastro aufgenommen. Offenbar kam die Entscheidung, den Fall ans Landeskriminalamt zu übergeben, von ganz oben. Man hatte ihm geraten, mit den Ermittlern zusammenzuarbeiten. Víctor Gamero parkte vor den letzten beiden Häusern in der Siedlung. Die Doppelhaushälfte von Anas Familie grenzte direkt an den Wald. Lucías Haus befand sich gleich nebenan.

Sara Campos stieg aus und betrachtete die Häuser der beiden Familien. Der Architekt hatte sich bemüht, den

traditionellen Stil der Natursteinhäuser mit den Schieferdächern nachzuahmen, wie man sie in der Region fand, aber es war eben doch nur ein Abklatsch. Vor der linken Haushälfte stand gleich neben dem Gartentor eine Art Schrein. Darauf ein Foto von Lucía, frische Schnittblumen, drei alte Kuscheltiere und eine Tafel mit der Aufschrift *1745 Tage ohne Lucía*. An dem rechten Haus verriet nichts, dass dies der Ort war, an dem Ana gelebt hatte.

Víctor Gamero wandte sich an Sara. »Soll ich die beiden Familien zusammenrufen?«, fragte er.

Die Tür des linken Hauses öffnete sich, und Lucías Vater Joaquín Castán erschien in der Tür. Sara erkannte ihn von den Fotos aus den Akten.

»Haben Sie ihnen gesagt, dass wir kommen?« Es war eher ein Vorwurf als eine Frage.

»Sie haben mich doch gebeten, sie zu kontaktieren«, antwortete Víctor.

Sara warf ihm einen genervten Blick zu, und dem Polizisten wurde bewusst, dass sie ihn zum ersten Mal wirklich ansah.

»Wir sprechen zuerst mit Anas Mutter«, sagte Sara.

Dann fiel ihr Blick auf Víctors Jeep, der am Straßenrand parkte. Auf der Rückbank saß ein Hund.

»Das ist mein Hund«, bemerkte der Polizist bissig. »Darf er auch von nichts wissen? Er hat uns nämlich an der Tankstelle zugehört.«

Ein Lächeln huschte über Saras Gesicht, erstarb aber sofort wieder, als sie Santiagos Blick bemerkte, der sie wieder an die Rolle erinnerte, die sie spielen sollte. Diesmal war sie der *Bad Cop*. Sara drehte sich um und ging zum Haus von Raquel Mur. Víctor Gamero sollte ihre Unsicherheit nicht bemerken. Auf der Fahrt hierher hatte Santiago ihr die Erlaubnis gegeben, den Eltern die Nach-

richt mitzuteilen. Vor solchen Situationen wollte er sie offensichtlich nicht bewahren.

»Von jetzt an werden Sie jede Entscheidung, die Sie treffen, mit uns abstimmen. Wir müssen exakt arbeiten. Das verstehen Sie doch, oder?« Santiago Baín legte Víctor vernehmlich die Hand auf die Schulter. Der Leiter der Polizeiwache war noch sehr jung. Santiago hoffte, dass es nicht allzu schwer sein würde, ihn auf ihre Seite zu ziehen.

Raquel Mur öffnete die Haustür. Als sie Sara vor der Tür stehen sah, raffte sie unangenehm berührt das Hemd am Halsausschnitt zusammen, das sie trug. Es war ein blau-kariertes Männerhemd, das ihr bis zu den Oberschenkeln reichte und den Blick auf ihre nackten Beine freigab. Offensichtlich hatte sie nicht damit gerechnet, Fremde zu empfangen.

»Kriminalkommissarin Sara Campos, Abteilung für Kapitalverbrechen. Dürfen wir reinkommen?«, fragte sie und zeigte ihren Dienstaussweis vor.

Sie betrachtete die nackten Füße von Anas Mutter, die fast ängstlich über den Dielenboden zum Wohnzimmer huschten. Hinter Sara folgten Santiago Baín und Víctor Gamero. Raquel war verunsichert und schaute Víctor aus großen braunen Augen fragend an. Ihre Beine zitterten, als sie sich aufs Sofa setzte. Was mochte im Kopf dieser Frau vorgehen, die seit fünf Jahren ihre Tochter vermisste? Sara wollte sie nicht länger im Ungewissen lassen. Sie setzte sich auf den Couchtisch und nahm ihre Hände. Dann sah sie Raquel mit einem Lächeln an.

»Wir haben nicht oft das Glück, eine solche Nachricht zu überbringen«, begann sie. »Wir haben Ana gefunden.«

Raquel schien zu erstarren. Es war, als würde sich plötzlich ihr ganzer Körper verkrampfen. Sie klammerte sich an die Polizistin.

»Es geht ihr gut«, setzte Sara hinzu.

Heiße Tränen schossen Raquel in die Augen. Gleichzeitig huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. Stumm schlug sie die Hände vor den Mund und begann zu weinen.

Victor Gamero begleitete Raquel zum Auto. Sie hatte sich angezogen, dieselbe Jeans und die Bluse, die sie vor ein paar Stunden bei der Mahnwache getragen hatte. Sie zögerte, als hätte sie etwas vergessen, um dann entschlossen weiterzugehen. Dann blieb sie erneut stehen, als sei ihr plötzlich eingefallen, was sie vergessen hatte. Sie sah zu Montserrats Haus hinüber und sagte leise:

»Ich muss Montserrat Bescheid sagen.«

»Die Ermittler von der Kriminalpolizei werden das übernehmen«, sagte Victor Gamero, während er sie sanft vor sich herschob.

Hinter dem großen Fenster zum Vorgarten sah sie Montserrat stehen. Lucías Mutter musste schon ahnen, dass sie keine guten Nachrichten erwarteten. Ihr Mann Joaquín Castán stand immer noch in der Haustür.

Santiago Baín und Sara Campos gingen schweigend ins Haus, gefolgt von Joaquín. Montserrat stand im Wohnzimmer und trocknete sich die Hände an einem Geschirrtuch ab. Sie klammerte sich förmlich daran fest und ließ es erst los, als Joaquín sie aufforderte, sich zu ihm aufs Sofa zu setzen. Die Wände waren ein Schrein der Erinnerung an ihre verschwundene Tochter; Lucía lächelte von Dutzenden Fotos herunter, die ihre Entwicklung vom Baby bis zur Elfjährigen dokumentierten.

»Heute Morgen wurde an der Straße nach Barbastro, etwa sechzig Kilometer von hier, ein verunglückter Wagen gefunden. Er ist in die Schlucht gestürzt«, erklärte Inspektor Baín. »Ein Zeuge hat die Rettungskräfte alarmiert, und die haben einen Hubschrauber aus Barbastro geschickt.

Die Stelle, an der das Auto liegt, ist zu Fuß nicht zu erreichen. Als die Rettungsmannschaft eintraf, war der Fahrer des Wagens, ein etwa fünfzigjähriger Mann, bereits tot. Er ist wahrscheinlich unmittelbar durch den Sturz gestorben, aber wir warten noch auf die Obduktionsergebnisse. In dem Wagen befand sich außerdem ein Mädchen. Es war bewusstlos, hatte aber keine schwereren Verletzungen. Sie wurde ins Krankenhaus von Barbastro gebracht, und dort hat man ihre Identität festgestellt. Sie hatte keine Papiere dabei, aber ihre Fingerabdrücke waren registriert. Es ist Ana Montrell. Daraufhin sind meine Kollegin und ich zum Krankenhaus gefahren.«

»Und meine Tochter?«, flüsterte Montserrat.

»In dem Auto war sonst niemand.«

»Und wenn sie von der Unfallstelle weggelaufen ist? Wenn sie hilflos durch die Gegend irrt?«

»Der Hubschrauber hat das Gebiet mehrmals überflogen, um diese Möglichkeit auszuschließen«, erklärte Sara.

»Also ist sie tot«, brach es aus Montserrat heraus. Sie konnte keine andere Erklärung für Anas Auftauchen finden.

»Wir haben nichts in der Hand, was eine solche Vermutung bestätigen würde«, sagte Santiago beruhigend und drückte fest ihre Hand. »Ich weiß, es ist schwer, aber Sie dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Sie suchen schon so lange nach ihrer Tochter, und in diesen fünf Jahren waren wir noch nie so nah dran.«

»Wer war der Mann?«, fragte Lucías Vater Joaquín knapp. Er saß kerzengerade und völlig reglos auf dem Sofa und hörte sich aufmerksam jedes Wort der Polizisten an. Er erinnerte Sara an den Hirsch, den sie vorhin auf dem Felsvorsprung gesehen hatte.

»Wir haben ihn noch nicht identifiziert. Die Einsatzkräfte haben der Rettung des Mädchens den Vorrang gegeben. Morgen früh kehren sie zum Unglücksort zurück, um

den Leichnam des Mannes zu bergen und zu versuchen, das Auto aus der Schlucht zu ziehen ...«

Joaquín Castán schweig. Montserrat saß neben ihm und weinte; Santiago hielt immer noch ihre Hände. Sara sah, wie Joaquín auf die Hände des Polizisten starrte, bevor er seine Frage stellte.

»Dieser Mann ... hat er meine Tochter entführt?«

Das war der Verdacht der Ermittler. Aber es war unmöglich gewesen, zu der Leiche des Mannes vorzudringen, die in dem zerstörten Auto eingeklemmt war. Gleich morgen früh würden sie sich wieder an die Arbeit machen. Das Auto hatte keine Nummernschilder. Um nach dem Wagen zu fahnden, brauchte Sara die Fahrgestellnummer. Und das ging erst, wenn er aus der Schlucht geborgen wurde.

»Ich begleite Anas Mutter zum Krankenhaus«, sagte Santiago zu Sara, als sie Lucías Elternhaus verließen. »Du fährst mit Gamero zur Polizeiwache; vielleicht haben sie ein Büro für uns. Und sieh dich nach einer Übernachtungsmöglichkeit um. Wir müssen morgen hundertprozentig fit sein.«